

Interview

Vielfalt ist das A und O

Die Öko-Ökonomin **Stefanie Sievers-Glotzbach** hat in ihrer Forschung Antworten gefunden, wie Landwirtschaft auf den Klimawandel reagieren könnte. Vor allem durch besseren Zugang zu alten Sorten, hat sie **Sven Prange** erklärt.

Vieles von dem, was Stefanie Sievers-Glotzbach zur Zukunft der Landwirtschaft sagt, klingt wie Selbstverständlichkeiten: Mehr genetische Vielfalt fördern, gleichberechtigten Zugang zu Wissen für alle, Rückgriff auf resiliente Sorten und Verfahren. Nur – selbstverständlich ist das alles in der gegenwärtigen Landwirtschaft nicht. Deswegen wirbt die Nachhaltigkeitsökonomin mit Professur an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg vehement für mehr Resilienz in der ganzen Lebensmittelwirtschaft.

Slow Food Magazin: Frau Sievers-Glotzbach, warum muss sich die Landwirtschaft fit machen für den Klimawandel?

Stefanie Sievers-Glotzbach: Erhöhte Temperaturen und die Extremwetter machen deutlich, dass sich in der Landwirtschaft etwas ändern muss. Es passieren mittlerweile Dinge zu Jahreszeiten, in denen das lange Zeit nicht üblich war. Wir haben ein Projekt in der Obstzüchtung begleitet, da begann die Apfelblüte sehr früh im Jahr, dann traf jedoch noch Nachtfrost die Blüten und die Bäume trugen im Herbst sehr schwach.

Und was lernen wir daraus?

Dass die bekannten Rhythmen in der Landwirtschaft nicht mehr funktionieren. Selbst wenn man, wie es in der industriellen Landwirtschaft üblich ist, nur auf die Produktivität schaut, sieht man: Wie bisher funktioniert es nicht mehr.

Was genau funktioniert nicht mehr?

Der Großteil der konventionellen Landwirtschaft konzentriert sich sehr stark auf die Kontrolle von Umweltbedingungen, um mit Störungen klarzukommen. Es werden also aufwendige Frostschutzbegegnung angebracht, Bewässerungssysteme auf- und ausgebaut oder auch Pestizide eingesetzt. Diese Strategie stößt an Grenzen.

Und wie sähe eine Alternative aus?

Das zu tun, was auch schon länger propagiert wird: systemisch denken. Wir müssen landwirtschaftliche Systeme so gestalten, dass sie anpassungsfähig, ja resilient sind. Das gilt für das Ökosystem, aber auch die soziale Organisation rund um die Landwirtschaft. Also die Frage, wie sich die landwirtschaftlichen Akteure entlang der Wertschöpfungskette organisieren.

Wie könnte die Landwirtschaft resilienter gegen die Klimakrise werden?

Bisher wird sehr stark Wert auf Einheitlichkeit und große Flächen, die sich möglichst produktiv bearbeiten lassen, gelegt. Das mag ertragsmaximierend sein, aber klar ist auch: Wenn ein System auf eine einzige Bewirtschaftungsweise oder nur eine Anbaukultur ausgerichtet ist, dann ist das nicht so resilient. Je vielfältiger ein System gestaltet ist, desto resilienter ist es auch.

Vielfalt schafft neue Vielfalt?

Vielfalt ist in zweierlei Hinsicht wichtig: Das bezieht sich nicht nur auf genetische Vielfalt der angebauten Kulturen, sondern auch auf eine möglichst hohe Vielfalt der Landschaft. Zum Beispiel indem man Blühstreifen, Strukturelemente oder Hecken schafft und nicht nur möglichst große Felder. Natürliche Ökosystemleistungen müssen gefördert werden, damit sich Nützlinge ansiedeln und das System mitregulieren. Und wenn man dann noch eine Vielfalt von Anbaukulturen hat, ist das eine Versicherung gegenüber Ausfällen oder reduzierte Ernten durch Extremereignisse – auch übrigens gegen Preisschwankungen.

Welche Rolle spielen dabei die Gemüse, Früchte oder Getreide, die angebaut werden?

Die industrielle Landwirtschaft hat bei den Nutzpflanzen zu zweierlei Verarmung geführt: Die Viel-



Stefanie Sievers-Glotzbach ist Professorin an der Universität Oldenburg. Zusammen mit Lea Kliem vom Institut für Ökologische Wirtschaftsforschung legte sie zuletzt die Studie »Saat der Resilienz« vor, die im »International Journal of Agricultural Sustainability« veröffentlicht wurde.

falt an Pflanzensorten ist zurückgegangen, um mehr als 90 Prozent in den Industriestaaten. Global betrachtet braucht es wieder eine größere Vielfalt an Nutzpflanzen, da konzentriert sich zu viel auf Reis, Weizen, Mais und Soja. Aber auch die genetische Vielfalt innerhalb der Sorten nimmt immer weiter ab. Dadurch sind Sorten weniger robust und anpassungsfähig.

Betrifft das nur die konventionelle oder auch die ökologische Landwirtschaft?

Gerade für den Ökolandbau ist das ein wachsendes Problem. Es gibt zwar zunehmend ökologisch produziertes Saatgut, aber zu wenige Sorten, die speziell für die Bedingungen im Ökolandbau entwickelt werden.

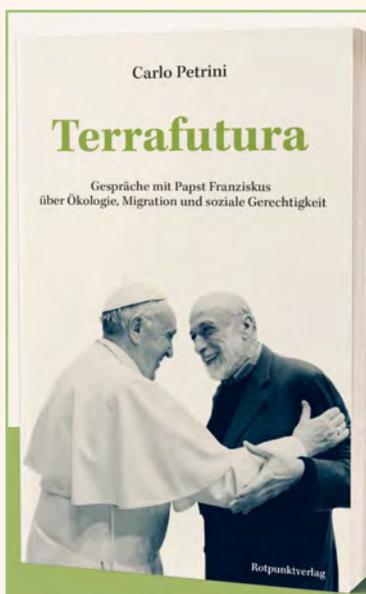
Wie kann mehr Sortenvielfalt entstehen?

Züchtung sollte dezentral in Zuchtgärten mit ganz

unterschiedlichen Standortbedingungen stattfinden und damit eine Vielfalt von Projekten, Anbauverfahren und Methoden befördern. So hat der Verein Kultursaat beispielsweise trockenheitstolerante Salate und winterharte Zuckerbinsen gezüchtet. Die genetische Vielfalt steckt oft in den alten Sorten. Da haben wir Eigenschaften, die in der aktuellen Situation helfen. Es ist wichtig, diese und die Organisationen, die alte Sorten erhalten, zu unterstützen. Züchtungen haben sich zu lange an Interessen der Industrie und zu wenig an Interessen kleinerer landwirtschaftlicher Einheiten orientiert.

Geht es darum, einfach alte Sorten wieder zu rekultivieren – oder aus ihnen neue Sorten zu züchten?

Der Verein »apfel:gut« in Norddeutschland zum Beispiel versucht bewusst, wirtschaftlich tragfähige Ökosorten zu entwickeln, die kommerziell ange-



Der Agnostiker Petrini und Papst Franziskus im Dialog über Klimawandel, Flucht und Gerechtigkeit

Carlo Petrini, der Begründer der Slow-Food-Bewegung, und Papst Franziskus eint nicht nur eine große gegenseitige Sympathie, sondern auch ein tiefes Engagement für Mensch und Umwelt. So sind diese Gespräche auf Augenhöhe überraschend, bewegend, manchmal nachdenklich, manchmal schnell und immer wieder amüsant.

Carlo Petrini
Terrafutura
Gespräche mit Papst Franziskus über Ökologie,
Migration und soziale Gerechtigkeit

Aus dem Italienischen von Franziska Kristen
248 Seiten, Klappenbroschur, 2021, ISBN 978-3-85869-925-1

www.rotpunktverlag.ch

Rotpunktverlag.



**Wichtig für neue
Apfelzüchtungen
– die Kreuzung
mit alten, robusten
Sorten.**

baut werden können. Sie nehmen moderne, genetisch sehr verengte Apfelsorten und kreuzen sie mit alten, robusten Sorten. So wollen sie Robustheit, Ertragsstärke und Fruchtqualität gleichermaßen erreichen. Diese alten Sorten wurden ja entwickelt als Antworten auf ganz spezifische, standortbedingte und klimatische Herausforderungen.

Heißt das, es wird künftig viel stärker regionale Unterschiede bei Sorten geben – in Norddeutschland braucht es dann andere Gemüse als im Rheingaben?

Aus Resiliensicht wäre es wünschenswert, wenn Saatgut regional spezifischer wird. Unterschiedliche klimatische Bedingungen, unterschiedliche Bodengegebenheiten – das muss man stärker berücksichtigen, und da sind alte Sorten stark. Die alten Sorten eignen sich für einzelne Nischen – und wenn man sie einkreuzt auch in der Breite. Zudem ist es ein wichtiger Punkt, Wissen um Saatgutvermehrung und -verwendung weiterzugeben und lebendig zu halten. Und außerdem kommt es nicht nur auf die Eigenschaften neu entwickelter und alter Sorten an, sondern auch auf den Zugang zu diesen.

Das heißt?

Wir haben uns zwei Organisationsformen der Saatgutproduktion angeschaut und unterschieden zwischen konventioneller und gemeingutorientierter Saatgutproduktion. Gemeingutorientierte Züchtungs- und Saatgutorganisationen verzichten bewusst auf private Eigentumsrechte auf neu entwickelte Sorten. Die neue Sorte wird auf einen gemeinnützigen Verein angemeldet, auf Sortenschutz wird verzichtet. Dann können Landwirte das Saatgut selbst vermehren. Dass Saatgut als Gemeingut verstanden wird, findet sich im deutschsprachigen Raum aber derzeit nur im Ökolandbau. Hier deckt es sich ganz stark mit den Normen der biologischen Landwirtschaft.

Warum setzt sich der Ansatz nicht durch?

Wenn man die Ergebnisse der Sortenentwicklung der Allgemeinheit zur Verfügung stellt, ist eine wirtschaftliche Grundlage schwer. Man braucht da andere Finanzierungsmodelle. Derzeit gibt es Projekte, die Wertschöpfungskette stärker in die Finanzierung einzubeziehen, »Fair-Breeding« als Kooperationsprojekt zwischen Naturkosthandel und Züchtern zum Beispiel. Oder den Saatguthändler Bingenheimer Saatgut AG, der statt üblicher Lizenzzahlungen einen freiwilligen Sortenentwicklungsbeitrag zahlt. Insgesamt muss mehr Geld aus der Wertschöpfungskette zurück zum Züchter fließen.

Sie bemängeln in Ihren Studien aber auch die Rechtslage.

Die Zulassungsbedingungen fördern nicht gerade die genetische Vielfalt. Um eine neue Sorte für die kommerzielle Vermarktung zuzulassen, sind bestimmte Eigenschaften erforderlich. Das setzt voraus, dass die Sorten einheitlich und stabil sind. Damit sind genetisch vielfältige Sorten oft ausgeschlossen – die sind eben oft weniger einheitlich. Es gibt derzeit Ausnahmen nur für Nischenmärkte, die geplante Neuerung der EU-Ökoverordnung ab 2022 gibt aber Hoffnung.

Wer muss da handeln?

Um die gemeingutbasierte und biologische Züchtung aus der Nische zu heben, könnte in Deutschland viel mehr bei der öffentlichen Förderung von Züchtung passieren. Wir brauchen aber auch in der europäischen Agrarpolitik einen Paradigmenwechsel: Nutzpflanzen dürfen nicht weiter primär als Marktgut verstanden werden, sondern als Gemeinschafts- und Kulturgut. Dafür braucht es neue politische Strategien. ●

Foto: StockFood/ Strauss, Friedrich